

# Kumquat, Grapefruit, Roter Pfeffer



*In Salzburg sind die Pferde los. In Berlin die alten Tenöre. In London singt sich Jonas Kaufmann als Andrea Chenier auf den Gipfel seines Erfolgs. Und zurück in Berlin liegt ein ganz besonderer Duft in der Luft – „Amazing“!*

Die Solisten hießen Caravaggio, Chagall oder Uccello. Sie sind kostbarste südamerikanische Rasstiere aus der berühmten Académie Équestre de Versailles des legendären Pferdeflüsterers Bartabas. Das teure Dutzend war nicht nur das Starpaket der Salzburger Mozartwoche 2015, es hatte sich, zumindest für eine zauberische Mozart-Stunde lang, eine magische Stätte der Rosse zurückerobert: die Felsenreitschule.

Seit 1693 wurde sie als Sommerreitschule verwendet. Später folgte die Kunst, Vierbeiner kamen höchstens als tierische Statisten vor. Das war jetzt, während des kurzen, aus der c-Moll-Messe umgearbeiteten Oratoriums „Davide penitente“ von 1785 anders. Marc Minkowski leitete seine wie in einem Altarretabel in den beleuchteten Arkaden positionierten Solisten, Les Musiciens du Louvre und den Salzburger Bachchor von einem vor der mit Vulkansand bestreuten Spielfläche aus über riesige Entfernungen hinweg.

Man erlebte keine Dramatisierung des weltlichen, gern auch als Kantate ausgewiesenen Gelegenheitswerkes über den reuigen König David der Bibel, aber eine Verherrlichung nobler Pferde zur Mozart-Musik, die dem Ort seine ursprüngliche Aura zurückgab, diese in Kunst transzendierte. Was eben mehr war als nur eine herkömmliche Pfer-

deshow; zumal jene keine Kunststücke vorführen musste, sondern nur durch die Kraft und Größe ihrer Formationen im Laufen, Stehen, Tänzeln, Galoppieren begeisterten. Hier war etwas Einfaches und zugleich Abstraktes zu erleben. Und das machte den Zauber aus.



„Muss es wirklich sein“, denkt man zuerst, wenn da der jüngere Mann dem älteren Herren aus dem Gullydeckel hilft, und wenn man sieht, wie der mit Anstrengung das steile Hügelchen erklimmt, das hier als einzige Ahnung von einem Restbühnenbild herhält. Ja, es muss: Denn der offiziell eben 74 Jahre gewordene Weltstar ist die kleine Raupe Nimmersatt unter den Tenören. Obwohl er jetzt ja ein Bariton geworden, genauer: wieder in die Stimmlage zurückgekehrt ist, in welcher er angefangen hat.

In Berlin, an der im Schiller-Theater zwischengelagerten Staatsoper seines Freundes Daniel Barenboim, probiert Plácido Domingo gerne wichtige Partien seines neuen Rollenfaches aus. Am liebsten von Verdi, aus dessen Tenorriege er nicht nur die meisten Charaktere wirklich oder zumindest ihre bedeutendste Arie interpretiert hat. Nach dem würdevollen „Simon Boccanegra“ 2009 ließ Domingo 2013 den Grafen Luna im „Troubadour“

folgen – mit desaströsem Ergebnis. Und jetzt, es ist die 143. Rolle, wenn wir richtig gezählt haben, sang er hier seinen ersten „Macbeth“. Der verdiente Star – manche behaupten ja, er sei noch fünf weitere Jahre älter – atmet kurz, die Phrasen wirken abgerissen, wie erkämpft. Domingo stapft schwer in einem übergroß hinderlichen Pelzmantel zwischen singenden Chor-Kaffeebohnen. Unerbittlich geht es immer wieder den Hügel hinauf. Die Seitenwände bieten willkommenen Halt, wirken als Resonanzraum für mehr Vokalfülle. In den Ensembles singt er die Forte-Stellen erst gar nicht, oder er haucht sie in den Ausschnitt seiner Lady. Doch je länger dieser Kampf um und mit der Rolle voranschreitet, durchgepeitscht von einem rhythmisch rigiden, aber wenig mitschwingenden, die Legato-Linien tragenden Barenboim, desto gerührter ist man: Domingo ist 74 (?), Barenboim zwei Jahre jünger, und ihr Publikum, vielfach mit Reisebus angekarrt, ist wohl ebenso alt.

Man versichert sich seiner selbst. Ja, es geht noch. Der Ex-Tenorissimo ist also der Ersatz-Bariton für die Best Ager. Gerade in einer Zeit, die kaum noch halbwegs gute Verdi-Heldenbaritone kennt. Natürlich bleibt Domingo immer nur ein Tenor, der tief singt. Aber er ist eben Domingo.



Plácido Domingo debütiert in fortgeschrittenem Alter in Berlin als Macbeth. Im schurkischen Duett mit ihm vereint: Liudmyla Monastyrskaya als Lady.



In London hat David McVicar dem Tenorissimo Jonas Kaufmann eine perfekte Kulisse gebaut. Statt auf Plüsch und Plum setzt der jedoch auf die Strahlkraft seiner Stimme.



In London und nicht nur dort scheint hingegen Jonas Kaufmann dort angekommen, wo Plácido Domingo vor 30 Jahren war – auf dem Tenorgipfel. Umberto Giordanos „Andrea Chenier“ ist, obwohl zwei Stunden kompakt, ein saftiger Schinken. Große Geschichtstableaus mit wuselndem Volk und vielen aus dem kurzatmigen Verismo-Melodiegeflecht herausleuchtenden Kleinstrollen. Die zugunsten der tragisch-kitschigen Liebesgeschichte zwischen dem aufmüpfigen, zum Tod verurteilten Dichter und einer verfolgten Adligen immer mehr verblassen.

Und trotz ihrer Wunschkonzert-kompatiblen Arienhits bleiben Maddalena (ehrlich-engagiert, aber mit müdem Sopran: Eva-Maria Westbroek) und Andreas Baritonrivale Gérard (der sich steigernde, geradlinige Zeljko Lucic) in der zweiten Reihe. Giordano hat nämlich eine Startenoroper geschrieben, und Jonas Kaufmann erfüllt und erfüllt sie bei seinem Londoner Rollendebüt vom ersten, wie improvisierten Monolog „Un dì all'azzurro spazio“, wo die Stimme tastend einsteigt, fließend an Fülle gewinnt, bis zum dunkel timbrierten Arioso „Come un bel dì di Maggio“. Das gipfelt im leidenschaftlichen Schlussduett vor dem Leiterwagen zum Schafott.

Das Royal Opera House hat Kaufmann diesen Sieg leicht gemacht. Antonio Pappano breitet generös einen feinartikulierten, nie plüschigen

Klangteppich aus. Und David McVicar inszeniert in Ancien-Régime-Pappkullissen ein sich niemals infrage stellendes Opernspektakel.

Das Schönste an Kaufmann ist seine darstellerische Variabilität. Zusammen mit seinen so bewusst wie intuitiv eingesetzten Vokalraffinessen entwickelt er auch diese durchaus plakative Opernfigur mit einer nachdrücklichen, sehr modernen Intensität. Die berührt, bannt, ja, und verzaubert: Der Künstler als vollendetes Medium.



Wie riecht eigentlich Chopin? Darüber haben wir uns noch nie Gedanken gemacht. Dabei gibt es doch spätestens seit Alexander Skrjabin die Sinne umnebelnden Konzertversuche mit Licht und auch solche, die Düfte zum Einsatz bringen. Wie riecht eigentlich Lang Lang, derzeit der wohl erfolgreichste Klassikünstler der Welt? Wir haben noch nicht geschnüffelt, obwohl wir schon sehr nah an ihm dran waren. Also riecht er dezent.

Zumindest seine Fans und Follower wird man jetzt noch leichter ausmachen können. Denn die werden sich seine jüngste Kreation sicher nicht entgehen lassen. Den angeblich von ihm mitkomponierten Duft „Amazing Lang Lang“. Weil in Berlin gerade Fashion Week war, wurde das Riechwässerchen des chinesischen Turbotasters ebenda „gelauncht“.

Es ist kalt, und die Schlange ist lang am Galeries Lafayette-Notausgang, wo zunächst nur ein graukahles Fluchttreppenhaus wartet. Im zweiten Stock müssen alle noch über den grauen Fotocall-Teppich, das dauert, aber schließlich ist man ja zum Arbeiten hier. Lang Lang steht, fast unbeachtet in der Ecke. Und – wir überzeugen uns noch mal – er riecht nicht.

Überzeugt mit dezentem Geruch – solange er nicht seinen eigenen Duft auflegt: Klassik-Parfumeur Lang Lang.

Damen besprühen derweil künstliche Jasminblüten mit „Amazing Lang Lang“, das sich in antrazithfarbenen Flacons befindet. „Amazing Lang Lang“ for her und for him „bestehen aus einer Kombination von sechs Akkorden“, so weiß es das Pressematerial. Barbara Le Portz von der Parfümfirma Art in a bottle hat nämlich hierfür „die Partitur geschrieben“, eine andere Dame hat sie „in Duft übersetzt“. Und Lang Lang hat inspiriert, so wie auch schon für Turnschuhe, Füller und Play Stations. „Amazing Lang Lang for him“ setzt sich wie folgt zusammen: Kopfnote: Kumquat, Grapefruit, Roter Pfeffer; Herznote: Jasmin, Gardenien, Nachthyazinthe; Basisnote: Patschuli, Moschus, Kyaraholz. Wir riechen eigentlich nur Jasmin und nochmals Jasmin. Ziemlich stark und blumig. So wie auch in China die Männer riechen, wenn sie riechen. Lang Lang sitzt inzwischen am Flügel und preludiert sich sekundenkurz durch Schwarzen Pfeffer, Bergamotte und Nachthyazinthe. Dann folgt Mozärtliches für die Damen und ein Chopin-Walzer für die Herren. Amazing! Die Akustik hier ist übrigens nicht mal schlecht, selbst bei den Kopfnoten.

Bisher hat er im Klassikgeschäft nur „The people's diva“ Renée Fleming mit „La Voce“ als Konkurrenz. Wir aber warten sehnsüchtig auf das Anna-Netrebko-Parfüm. Mit Stroh im Kopf, die Ukraine im Herzen und Borschtsch als Basis. Namensvorschlag: La Putine.

Bleiben Sie im Rhythmus!

Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.

